

Christa S. Lotz

# TOD AM SCHWARZEN FLUSS



Ein Schwarzwald-  
Krimi

MIDNIGHT 

# Kapitel 4

Lisa wurde es flau im Magen. So schnell sie konnte, lief sie zurück zum Zelt und bat Steidle, herauszukommen. In fliegender Eile erzählte sie ihm von ihrem Fund. Beide rannten zu der Stelle, wo sie die Leiche gesehen hatte.

Steidle richtete seine Taschenlampe auf den Toten, zog sein Handy heraus und alarmierte die örtliche Polizei sowie einen Arzt. Dann sprach er mit seiner Kollegin Mathilde Gruner, die so schnell wie möglich kommen wollte. Die Spurensicherung informierte er ebenfalls.

»Wir suchen den Fluss und alle Parkplätze ringsum ab. Ich werde die Besucher des Festzelts befragen, bis Frau Gruner da ist. Du gibst dann morgen zu Protokoll, wie du den Toten gefunden hast. Wir geben die Meldung über den Fund an die *dpa* raus. Wenn du willst, kannst du heimgehen und schlafen.«

Lisa fiel ein Stein vom Herzen. Sie hatte Kopfschmerzen und sehnte sich nach ihrem Bett. Als sie zurück zum Zelt kam, hörte sie Polizeisirenen und sah die blauweißen Wagen heranbrausen. Gleich würden sie das Farbband um den Tatort spannen und mit der Spurensuche beginnen.

Lisa beneidete Steidle nicht um seinen Job. Sein Urlaub war soeben zu Ende gegangen.

Die Ereignisse hatten sie stark aufgewühlt. Trotzdem beschloss sie, gleich ins Bett zu gehen und mit dem Lesen des Tagebuchs fortzufahren.

**18. Januar 1945**

Über Nacht hat es geschneit. In dicken, weichen Flocken ist der Schnee heruntergekommen. Als ich morgens aus dem Fenster schaute, hatte sich der Teppich wie ein Leichentuch über den Ort und das Flusstal gebreitet. Die Berge rechts und links des Tales sind eingepudert wie Napfkuchen, die Tannen tragen weiße Häubchen. Es ist entsetzlich kalt im Haus, das Feuer ist heruntergebrannt. Kohlen haben wir schon lange nicht mehr, wir müssen Holz aus dem Wald holen.

Glücklicherweise liegt ein Stapel neben dem Ofen in der Küche, den zünde ich mit altem Zeitungspapier und einem Streichholz an. Schnell breitet sich die Wärme im Raum aus. Ich setze die Kaffeekanne auf die Heizplatte, gebe gemahlene Bucheckern dazu. Das schmeckt zwar nicht wie Kaffee, aber es wärmt den Magen. Bis unsere Eltern, Annemarie und Fred aus ihren Schlafkammern kommen, ist der Kaffee fertig, der Haferbrei ist angewärmt. Sie setzen sich an den Tisch, den ich mit unserem Meißener Geschirr gedeckt habe. Vater spricht ein kurzes Gebet.

Ich betrachte meine Familie und werde von Angst um sie erfasst. Bis jetzt haben wir vom Krieg nicht direkt etwas gespürt, nur dass alles immer knapper wurde. Es gibt schon lange kein Benzin mehr für Vaters Auto, Busse, Bahnen und Kraftfahrzeuge werden mit Holzvergasern angetrieben. Zum Essen haben wir nur wenig. Für Vater ist das eine große Bürde. Außerdem hat er seine Arbeit als Kurdirektor verloren, sitzt oft am Tisch in der Küche und guckt Löcher in die Luft. Mit den tief liegenden grauen Augen, der hohen Stirn und den schmalen, gepflegten Händen ist er immer noch eine stattliche Erscheinung. Wegen seiner Kriegsverletzung hat er oft Schmerzen und kann nicht mehr so schaffen, wie er gern möchte. Eine Kugel hat ihm letztes Jahr in Russland das linke Bein zerfetzt. Er spricht nie über seine Zeit als Soldat.

Mutter ist um einiges kleiner als er. Ihre schmale Gestalt ist in ein Wollkleid gehüllt, die kurzen Haare hat sie aus dem Gesicht gebürstet. Ihre Nase ist spitz geworden. Meine Schwester Annemarie, stupsnasig, sommersprossig und mit blonden Locken, hat ein sonniges Gemüt. Deswegen wird ihr im Ort immer mal wieder etwas zugesteckt. Fred guckt mich aus treuherzigen blauen Augen an. Er ist anfällig für Krankheiten, und auch jetzt läuft ihm der Rotz aus der Nase. Kein Wunder, denn die Jungen müssen auch im Winter in kurzen Hosen gehen. Wer keine benagelten Schuhe mehr hat, wickelt sich Stofffetzen um die Füße. Ich selbst habe nur noch dieses Wollkleid, einen Lodenmantel und ein paar zusammengeflackte Lederschuhe aus besseren Tagen. Mutter beugt sich zu Fred hinüber und wischt ihm mit einem Taschentuch den Schleim ab. Vater räuspert sich und schiebt seinen Teller zur Mitte des Tisches.

»Ich möchte, dass du mich heute nach der Kirche in den Ochsen begleitest, Sigrid«, sagt er und sieht mir in die Augen. »Du sollst erleben, wie die Bevölkerung über den

Ausgang des Krieges und über unsere Lage denkt. Derweil kann Annemarie Mutter bei der Zubereitung des Mittagessens helfen.«

Mutter macht ein skeptisches Gesicht. »Ist Sigrid nicht zu jung fürs Wirtshaus?«

»Sie ist dafür nicht zu jung, sie kommt nach mir. Sie hat den gleichen Willen zum Widerstand wie ich und lässt sich nichts gefallen.«

Ist das wahr, denke ich? Dabei fühle ich mich immer so schwach, wenn ich von jemandem angegangen werde. Doch rein äußerlich haben wir wirklich Ähnlichkeit miteinander. Ich bin feingliedrig und habe geschickte, schlanke Hände, mit denen ich nicht nur schnell Gemüse zerteilen, sondern auch schreiben kann. Wie jetzt, hier in meinem Tagebuch. Vater überwacht meine Hausaufgaben und weiß, welche Fortschritte ich in Deutsch, im Rechnen und in anderen Fächern mache.

»Meinetwegen.« Mutter ergibt sich in ihr Schicksal.

Die Kirchenglocken läuten, die Bewohner des Ortes strömen herbei. Auch nach dem Gottesdienst stehen die Leute noch beisammen, in alte, geflickte Mäntel gehüllt, treten auf der Stelle wegen der Kälte und tratschen den wenigen Tratsch, der ihnen geblieben ist. Mutter marschiert mit Annemarie und Fred nach Hause, ich folge Vater zum Ochsen. Sein Humpeln ist nicht zu übersehen. Die Gaststube mit den schwärzlichen Möbeln ist in Dämmerlicht gehüllt, an den nackten Fenstern haben sich Eisblumen gebildet. Abends werden sie verdunkelt, wegen der wenn auch nicht häufigen Fliegerangriffe. Es riecht nach Kohl. Auf einer Schiefertafel ist mit Kreide das Mittagessen angekündigt: Krautsuppe mit Speck, den die Bauern in ihren Kammern gehortet haben.

Allmählich strömen immer mehr Kirchgänger in den Raum. Es sind vor allem Frauen, aber auch Kriegsverletzte und ältere Männer, die für den Kriegsdienst nicht mehr taugen. Der Lehrer und der Apotheker setzen sich an den Stammtisch, der Besitzer des Sägewerkes gesellt sich dazu. Ich merke, dass ich von Männeraugen verstohlen gemustert werde.

Vater und ich sitzen an einem Tisch nahe dem Fenster. Er bestellt für sich ein Bier und für mich eine Brause. Das Bier ist mit Wasser verdünnt. Dann taucht ein junger Mann auf, den ich flüchtig kenne. Er heißt Peter, ist siebzehn Jahre alt wie ich und der Sohn des Lehrers. Wahrscheinlich hat ihn eine gute Fee davor bewahrt, zum Volkssturm eingezogen zu werden. Er grüßt meinen Vater und mich und setzt sich zu uns an den Tisch. Ich finde ihn gutaussehend mit seinem dunkelblonden Haarschopf, den sehnigen Armen und der hellroten Kappe, die er schief auf dem Kopf trägt. Er blinzelt mir zu.

»Was denkt ihr, wie lange dieser Irrsinn noch dauern wird?«, fragt er halblaut.

Mein Vater betrachtet ihn einen Moment lang, als überlege er, ob er dem Burschen trauen kann.

»Die Winteroffensive der Roten Armee hat am 12. Januar begonnen«, gibt Vater ebenso halblaut zurück. »Und es ist klar, wer siegen wird: Die Sowjets haben 2,2 Millionen Soldaten, wir nur 450 000. Von Westen kommen die Alliierten, dort leisten unsere Männer Widerstand. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis das Reich zusammenbricht.«

Peter nickt dazu. »Gell? Sie hören auch ausländische Sender im Radio«, sagt er leise. »Wir haben übrigens eine kleine Gruppe, die sich zum Radiohören und zum Diskutieren trifft.« Er wendet sich mir zu. »Wenn du mal kommen willst, Sigrid, wir treffen uns immer am Mittwochabend bei uns zu Hause. Wenn dein Vater es erlaubt.«

»Das begrüße ich«, meint der. »Und ich würde selbst gern mal kommen.«

»Was flüstert ihr denn da herum?«, ertönt die Stimme des Apothekers. »Habt wohl was zu verbergen, was? Peter, du kommst jetzt zum Stammtisch, wo du hingehörst.«

»Ja, gleich«, sagt Peter. Er schaut mir in die Augen, sodass mir die Röte ins Gesicht steigt. »Ich würde mich freuen, wenn du kommst.«

Damit steht er auf und schlendert betont langsam zum Stammtisch hinüber. Sein Vater klopf ihm auf die Schulter.

Die Tür des Gasthauses fliegt mit einem Krachen auf. Ich zucke zusammen. Sturmbannführer Nägele stürmt polternd in die Gaststube, gefolgt von einer Schar junger Bewohner des Ortes. Er ist in die feldgraue Uniform der SS gehüllt, mit Adler und Totenkopf an der Mütze und den SS-Runen auf dem Kragen. Die anderen tragen lange Ledermäntel mit Hakenkreuzen, strecken die Arme vor und brüllen: »Heil Hitler! Auf den Endsieg des Führers!«

Einige geben den Gruß zurück, andere grüßen halblaut, manche sagen »Grüß Gott«, der Rest schweigt wie mein Vater.

»Was ist denn das für eine lasche Begrüßung?«, murrst Sturmbannführer Nägele und lässt sich am Stammtisch nieder. Seine Jungs setzen sich dazu, flegeln sich auf ihren Stühlen.

»Einmal von dem Kohleintopf«, ruft der Sturmbannführer mit barscher Stimme zum Tresen hin. »Aber mit einer extragroßen Portion Speck, dazu eine Halbe und ein Kirschwasser!«

Der Wirt eilt in die Küche, um das Gewünschte zu bringen. Die Männer am Stammtisch werden immer lauter, je mehr sie dem Bier und dem Schnaps zusprechen. Schließlich beginnen sie zu singen. Für mich hört es sich eher wie ein Grölen an. Zu meinem Leidwesen fixiert mich der Sturmbannführer immer wieder mit seinen

stechenden Augen. Mit seiner massigen Gestalt thront er am Kopf des Stammtisches und beherrscht schon rein körperlich die gesamte Wirtschaft. Seine Blicke brennen auf meiner Haut.

»Komm, wir gehen«, raunt mir Vater zu. »Das ist ja nicht mehr zu ertragen!«

Wir stehen auf, und er geht zum Tresen, um zu zahlen. Der Sturmbannführer ruckt mit dem Kopf herum und stiert ihn an.

»Du magst uns wohl nicht, Klose, was? Du hast eine andere Meinung, bist gegen uns. Aber warte du nur noch ein Weilchen, dir werde ich das Handwerk schon legen, du Vaterlandsverräter! Dazu spielst du den Kranken, während du an der Front bei deinen Kameraden sein solltest.«

Mein Vater dreht sich zu ihm um. »Ich liebe mein Vaterland genauso wie du, Sturmbannführer«, sagt er in ruhigem Ton. »Und meinem Dienst habe ich schon Genüge getan, wie du weißt.«

Eine Stille entsteht, eine lange, unbehagliche Stille. Wir verlassen die Gaststube und laufen nach Hause.

Oje, da braut sich was zusammen, dachte Lisa. Gegen diesen Idioten von Sturmbannführer hat so einer doch keine Chance.

Die Bilder von dem Toten aus der Enz erschienen wieder vor ihrem inneren Auge. Im letzten November war es genauso gewesen. Kurz nach ihrer Ankunft in Niederweiler war ein Pfarrer ermordet worden. Damals hatte jemand sie warnen, aus dem Dorf vertreiben wollen. War das jetzt wieder der Fall? Was für düstere Geheimnisse gab es in Klosterzell? Möglicherweise hatte es etwas mit den schrecklichen Dingen zu tun, die Frau Klose erwähnt hatte. Lisa gähnte und legte das Tagebuch auf den Nachttisch. Sie löschte die Lampe.

In der Nacht träumte sie von einer Wasserleiche, die sie hinunterziehen wollte in den dunklen Grund der Enz. Am Morgen erwachte sie schweißgebadet. Sie schüttelte den Traum ab wie Wassertropfen nach der Dusche.

Im Speisesaal hatten sich noch nicht viele Gäste eingefunden. Die meisten lagen noch in den Betten. Wie immer am Morgen hatte Lisa nicht viel Appetit. Als sie einen Teller vom Buffet nahm und die Brötchen, die Eier, den Klumpen Butter, den frisch gepressten Orangensaft und die Melonenschnitze sah, war es jedoch um sie geschehen. Während sie allein an ihrem Tisch frühstückte, kam die Bedienung auf sie zu, eine junge Frau mit einem gestärkten Schürzchen.